

# Buchbesprechung I



Claudia Schmidhofer.

*Fakt und Fantasie. Das Japanbild in deutschsprachigen Reiseberichten 1854-1900.*

624 Seiten. Euro 48,60.

Wien: Praesens Verlag 2010. ISBN 978-3-7069-0615-9

Zwei Vorurteile sprechen gegen jenes bemerkenswerte Buch: Es handelt sich um eine Dissertation und es hat das Volumen eines zünftigen Flachziegels. Doch der unvoreingenommene Leser findet seine Mühen reich

belohnt. Nicht nur gelingt es der Autorin, den bei deutschsprachigen Dissertationen ebenso überflüssigen wie unleserlichen und ununterdrückbaren Definitions-, Theorie- und Methodologiebalast auf das nötige informatorische Minimum zu reduzieren, die Arbeit bleibt auch bei aller Gründlichkeit und Liebe zum Detail flüssig und oft auch amüsant geschrieben, lesenswert und anregend bis zur letzten Seite. Ja, man hat sogar am Ende das dankbare Gefühl, dass sie uns die Lektüre von über 60 oft wohl recht sperrigen Konvoluten abgenommen und uns doch dabei alles Lesens- und Wissenswerte mitgeteilt hat. Eine gewaltige Lesens- und Bildungsökonomie also.

Überraschend ist die insgesamt außerordentlich positive Schilderung von Japan, seiner Natur, seiner Kultur und der Menschen in nahezu allen besprochenen Bänden. In jener Zeit waren Weltreisen nicht mehr mit Entbehrungen und Mühsal verbunden, sondern sie wurden zur Mode der neuen Weltenbummler der europäischen und amerikanischen Oberschichten. Japan wurde zu einer der beliebtesten Pflichtstationen, die im Frühjahr und Herbst gerne für einige Wochen und Monate aufgesucht wurde. Entsprechende Reiseberichte fanden reißenden Absatz, zumal sie auch von der von den Weltausstellungen in Paris (1867) und Wien (1873) stimulierten Mode des Nipponismus beflügelt wurden. Japan wurde nicht selten als ein „kleines Paradies“ beschrieben (S. 218) bis hin zum „niedlichen Kindergarten“ (S. 417), in dem die Menschen „fröhlicher, vielleicht auch glücklicher [sein] als die Bewohner des Abendslandes“ (S. 209). Vor allem im Vergleich zu China schneidet Japan fast immer besser ab. China galt als Land des

Despotismus, der Rückständigkeit und der Stagnation. Demgegenüber war Japan zum Westen aufgeschlossen, ein Land der jugendlichen Frische, dem die Zukunft gehöre (S. 326). Wirkten chinesische Landschaften auf die Reisenden öde und eintönig, so waren die japanischen Landschaften mit ihren Reisfeldern, Wasserfällen, Bambus-, Kiefern- und Krytomerienhainen grün und vielfältig. Japans Städte und Dörfer waren peinlich sauber, während die chinesischen damals stanken und schmutzig wirkten (S. 330).

Zu den Standardtopoi des Diskurse zählen die Andersartigkeit, Unverständlichkeit und Einzigartigkeit Japans ebenso wie die Begeisterung für die allgegenwärtige Höflichkeit, das Lachen und Lächeln, den Sinn für Kunst und Ästhetik, die Liebe zur Natur, das bunte Treiben eines liebenswerten und kindlichen Völkchens, das sich durch vielseitige Begabungen, Liebe zum Detail, Fleiß, Heiterkeit, Ehrlichkeit, Neugierde, Lernwillen, Intelligenz, gute Manieren, Kinderliebe, Bedürfnislosigkeit, Sauberkeit und eine gewisse Vergnügungssucht auszeichnete, insgesamt also über ein glückliches Temperament verfügte. Dabei kommen die Frauen, mit denen die zumeist männlichen Reisenden vor allem in Teehäusern und Herbergen in Kontakt kamen, und die als niedlich, hübsch, anmutig, fleißig, reizend, sanftmütig und verlockend dargestellt werden wesentlich besser weg als die Männerwelt, die gelegentlich als affenartig hässlich und beschränkt beschrieben wird (S. 260 und S. 467). Auch werden Beamte und Kaufleute wesentlich negativer dargestellt als die Bauern, Handwerker, Kulis, Arbeiter und Wirtsleute oder die fröhlichen Volksmassen der Tempelfeste, die sich stets freundlich und gesittet betragen. Obwohl die meisten kaum mehr als über das bare Lebensminimum verfügten, sei offenes Elend, Bettelei oder Vagantentum unsichtbar. Auch gäbe es keine offenen Gefühlsausbrüche. Geldgier, Prunksucht, Neid, Streit, Rohheit und Vandalismus seien ebenfalls unbekannt (S. 353). Der Armut an Schimpfworten stehe ein Reichtum an Höflichkeitsformen gegenüber. Die strohgedeckten Dörfer seien allesamt sauber, die Straßen und Brücken gut erhalten. Die Äcker sorgfältig wie Gartenland gepflegt. Die zahlreichen Naturkatastrophen und Feuersbrünste nähmen die Japaner mit stoischem Gleichmut hin und machten sich sofort wieder an den Wiederaufbau.

Über die Zeit fand freilich ein Paradigmenwechsel statt. Zwar wurden die Reisen ins Landesinnere, die sofern überhaupt möglich, ursprünglich mühsam mit Sänften und Ochsenkarren absolviert werden mussten, durch den Bau der Eisenbahnen Ende der 80er Jahre immer leichter. Auch mutierten die ursprünglich gefährlichen Zweischwertmänner, die – vor allem wenn sie betrunken waren – mordlüsternen Samurai, nach ihrer Entwaffnung 1877 zu netten hilfsbereiten Polizisten (S. 86f). Dennoch kontrastieren viele Autoren der 90er Jahre bereits das alte, ursprüngliche und idyllische Japan, das von der Industrialisierung, Verstädterung, der Landflucht, der verschmutzten Umwelt, dem Industrieproletariat mit Kinderarbeit, Slums und Hungerlöhnen, und den rauen neuen Sitten, die von den Ausländern in den Hafenzentren eingeführt worden waren, des neuen Japans bedroht wurde. Tokyo in Sonderheit sei nach dem Abbruch der Daimyo-Residenzen zu einem öden, farblosen und armseligen Häusermeer verkommen.

Natürlich gab es zur Modernisierungspolitik auch grundsätzlich kritische Töne: Würde Japan erfolgreich westliche Technologien und das Rechtssystem assimilieren können, ohne die christliche Ethik und die Werte der Aufklärung zu verinnerlichen? Auch befanden viele der Langzeitresidenten, das offizielle Japan neige nach dem Sieg über China 1895 zur chauvinistischen Großmannsucht, sei parvenueartig und undankbar gegenüber den westlichen Lehrmeistern, von denen viele unzeremoniell an den staatlichen Hochschulen gekündigt und nach Hause geschickt wurden (S. 199 und S. 535). Japan habe sich vom gelehrigen Kind zum ungezogenen Jüngling verwandelt (S. 238). In den Eisenbahnen waren die Sitten gleichfalls oft rau. Gerade in der 3. Klasse wurde viel herumgespuckt, geraucht, getrunken, gegessen, die Notdurft verrichtet oder sich offen entlaust (S. 252 und S. 277). Auch in Herbergen fanden Reisende angesichts dünner Wände und lärmender nächtelanger Feiern oft wenig Schlaf.

Kritisch wurden wenig überraschend von westlichen Missionaren auch die japanischen Religionen gesehen. Während die Oberschicht offen atheistisch oder agnostisch sei und den frommen Aberglauben der Volksmassen verachte, seien buddhistische Priester nicht in der Lage, ihren Glauben theologisch zu erklären, von der Naturreligion des Shinto ganz zu schweigen (S. 111 und S. 507). Es handle sich im Wesentlichen um geistlose Rituale, die sich in materialistischen Äußerlichkeiten erschöpften. Ohnehin hätten die Japaner kein Interesse an Metaphysik, höheren Idealen oder ethischen Fragen. Mit Bedauern wurde freilich 1870 die Zerstörung vieler buddhistischer Tempel und Heiligtümer während der Meiji-Restauration kommentiert (S. 101) – wiewohl viele der Kuriositätensammler sich damals bei jener Tempelstürmerei ebenso wie bei verarmten Samurai billig mit Raritäten eindecken konnten.

Auch sonst wird bei aller bekundeten Zuneigung zum weiblichen Geschlecht stets eingewandt, anregende Unterhaltungen oder geistige Genüsse könne man von jenen puppenhaften Geschöpfen nicht erwarten. Wenig überraschend gibt es häufige Beobachtungen des Mangels an Originalität und der reinen technischen Nachahmung, bei einem Land in solch einem rapiden Aufholprozess nicht verwunderlich. Das Unterrichtssystem beschränke sich auf mechanisches Auswendiglernen. Gelegentlich mutet Kritik heute auch etwas befremdlich an, etwa wenn von dem Mangel an Pünktlichkeit der Japaner und ihrem Fehlen von Zeitvorstellungen die Rede ist. Kurios auch, dass japanisches Essen damals als kaum genießbar angesehen wurde.

In vieler Hinsicht hatte sich Japan jedoch bis zur Jahrhundertwende schon auf westliche Kritik eingestellt: Öffentliche Hinrichtungen gab es schon längst nicht mehr (S. 436). Klagen über Grausamkeit und Willkür verschwinden mit dem Untergang des Feudalismus nach den 60er Jahren (S. 448). Auch das harmlose öffentliche gemeinsame Baden, das für die oft puritanischen Reisenden als Zeichen für Unzucht und Schamlosigkeit galt, war von den Behörden längst verboten worden (S. 379).

In Summe bietet dieser Band ein wunderbares dichtes Panorama des Reisens und Le-

bens vor 120 bis 170 Jahren. Es hilft, dass es damals keine politischen Korrektheitscodes gab, und natürlich auch, dass die Autorin uns jene Einsichten unzensuriert und in konzentrierter Form analytisch aufbereitet vorlegt. Mitunter bedauert man, dass wir Heutigen doch zu spät nach Japan gekommen sind.

Dr. Albrecht Rothacher